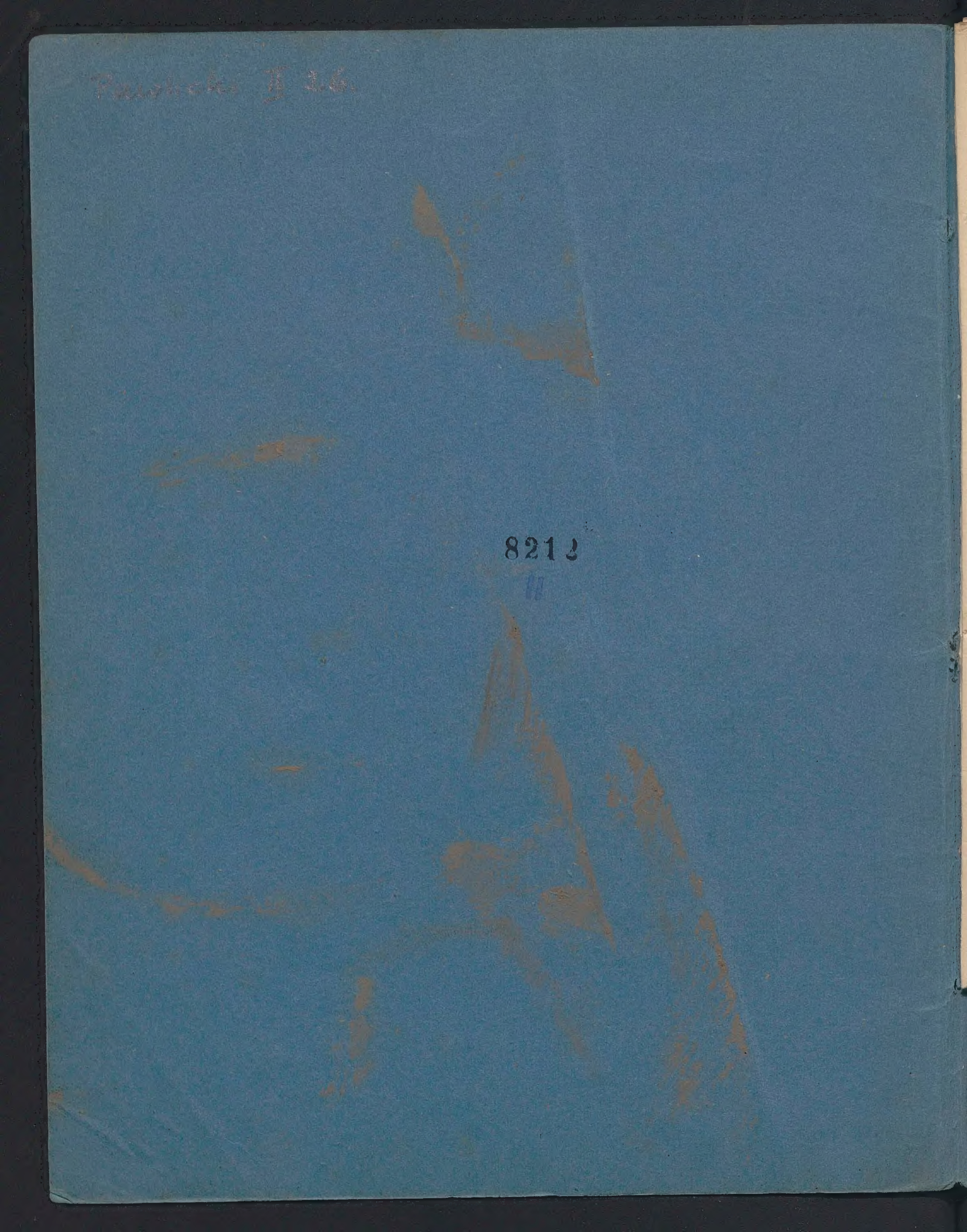

Papierhandlung von C.O. Jäschke
Logik u. Psychologie.
Steph: Pawlicki.
in Breslau, Sch edebrücke N° 59.



29.10. [1860]

Die früheren Jahrhunderte gingen in der Psychologie von dem Satze aus, daß der Mensch eine Summe von 2 Bestandtheilen sei – diese beiden Gebiete stünden in continuirlicher Wechselwirkung – eine Thatsache, die Niemand geläugnet hat. Die Wissenschaft sieht es frei, beide Sphären möglichst streng zu scheiden. Man überließ früher den Organismus der Naturforschung u. ebenso hielt sich die Physiologie frei von Einflüssen der Psychologie. Das hat in neuerer Zt. aufgehört. Die Psychologie kann sich jetzt bei einer bloßen Scheidung beider Gebiete nicht beruhigen; ihre bloße starre Trennheit mußte aufgehoben werden, ein u. dasselbe menschl. Leben aufgefaßt werden nur allerdings von einander sehr versch. Processe – der eine im organischen Leben, der andere unabhängig von organ. Processen, wenn auch innerhalb eines organ. Systems stehend. Der innere Zusammenhang beider Gebiete muß aufgefaßt werden, das ist der Standpunkt der jetzigen Psychologie. –

Branis zweigt das Gebiet der Logik nicht von dem Gebiete der Psychologie ab – das Denken ist ja eins der wesentlichsten Symptome des psychischen Lebens; darum behandeln wir die Logik an der Stelle der Psychologie, wo die Denkkraft ihren Platz findet.

Es soll nicht entschieden werden, wie sich das psychische u. somatische Leben rücksichtlich der Selbstständigkeit beider zu einander verhalten, wir wollen es als offene Frage noch vorbehalten, wir wollen nichts als abgemacht setzen, ob die Seele für sich fortbesteht u. das Schicksal des menschl. Körpers fortbesteht theilt – nicht Voreilig wollen wir darauf bauen, sondern uns zuerst in das Gebiet der Phänomene begeben u. den vorhandenen concreten Inhalt berücksichtigen. Wir wollen es mit Thatsachen zu thun haben. Es ist Thatsache, daß es ein menschl. Lebensgebiet giebt, welches wesentl. bestimmt ist von organisch geordneten Functionen u. darauf psychische Phänomene vorkommen, die durch den Organismus allein nicht erklärt werden können. Die eine Sphäre ist das Gebiet des menschl. Innenlebens.

Es ist durch Sinnesthätigkeit vermittelt, Sinnesthätigkeit giebt es nicht ohne Sinnorgane, welche dem somatischen Leben angehören – allein das somatische Leben füllt das menschl. Sinnenleben allein nicht aus. Es ist nicht eine Art von Vorstufe des Daseins – so lange der Mensch lebt, lebt er nur als Sinnenwesen – darum ist diese Sphäre eine durch das ganze menschl. Leben durchgehende. Dieses Gebiet drückt uns also ganz weitest das menschl. Leben als ein Resultat zweier Potenzen, zweier Beziehungen aus. Wir erkennen im Menschen eine Lebenssphäre, die in einer reichen Wirksamkeit sich entfaltet, in welcher er die Potenz ist, die den Daseinsgehalt sich selber bestimmt, (giebt sich selber!) eine Sphäre, worin das eigentl. bestimmende Prinzip der Gedanke des Menschen selber ist, der Gedanke aber, der sein eigenes Produkt ist, schafft ihm ein Gebiet des Bewußtseins, des Wissens, worin die gesammte Natur Inhalt der Erkenntniß wird. Das kann das Sinnenleben des Menschen ihm nicht geben, es kann wohl den Stoff hergeben, der erkannt werden soll, aber die Erkenntniß ist das Produkt des Menschen selbst. Zweckbegr. sind es vorzugsweise, welche den Menschen als ein Wesen offenbaren, das unendlich höher steht, als die vollkommensten organischen Wesen der Natur – das Leben in der Natur ist zwar ein sich selbst bezweckendes, aber dieser Naturzweck ist ein gegebener, im Organismus des Thieres ist schon die Bedingung seiner zweckvollen Thätigkeit gelegt, darüber hinaus kann er nicht. So weit der Mensch ein Sinnenleben führt, ist er auch ein Zweckwesen, es ist ein physischer Selbstzweck, der im Leben unmittelbar auftritt, ganz anders aber ist die Thätigkeit, kraft der der Mensch sich Zwecke setzt, durch die er sich selbst bestimmt. Diese Zwecke, braucht der Mensch sich nicht zu setzen, er kann es unterlassen, die Position der Zwecke sind Acte seines Entschlusses, der Entschluß geht auf nichts zurück, als seine Selbstbestimmung. Solche Handlungen kennen wir keine, Alles Organische, und wir

in Folge von Naturgesetzen zu vollbringen genöthigt sind, dann sehen wir unter dem Zwange der Naturgesetze u. sind ihnen untergeben. Freiheit u. Zwang sind scharfe Gegensätze – der Mensch lebt einerseits ein Leben der Unfreiheit u. des Zwanges, andererseits ein Leben der Freiheit, wenn er allein der bestimmende Macht ist – sagen wir also, daß der Mensch ein solches Doppelleben führt, so sehen wir, daß das Gesammtleben des Menschen nicht einem einzigen Princip zugeschrieben werden kann. Dieses Doppelte, sich entgegengesetzte Leben muß sich auch zu einer Einheit vermitteln; was die Harmonie hervorbringt, ist als zum Inhalt des menschl. Lebens gehörend zu betrachten. Es ist dies eine Uebergangssphäre, eine Brücke aus der natürlichen in die geistige freie Welt. In diesen 3 Sphären erschöpft sich der Inhalt des menschl. Lebens vollständig. Das natürl. Leben ist dem Menschen gemeinsam mit andern organischen, lebenden Wesen. Das organ. Leben bietet sich als ein pflanzliches u. ein animalisches dar; dieser doppelte Character stellt sich auch im Menschen heraus. Das Leben in der Pflanze sehen wir auftreten als einen kleinen Proceß; in der unlebendigen Natur sind die Dinge wohl Resultate eines vorangegangenen Naturprocesses – aber es sind eben feststehende Resultate, ruhende Körper. In der lebenden Natur ist der Organismus nur so lange, als der Proceß seiner Thätigkeit fortdauert; ein Leben, das zur Ruhe kommt, erlischt; wenn ein Organismus seinen Proceß beendet, wird er ein ~~todtes~~ Resultat, wie die andern leblosen Dinge. Der Organismus ist das agens u. auch das, was durch die Thätigkeit erzeugt wird, er ist ebensosehr Thätigkeit als That zugleich; das Leben ist eine Thätigkeit, die sich selber zum Zwecke hat, die sich auf sich selber zurückbezieht, darum ist auch die Form der Lebensthätigkeit ein Kreislauf. In der Pflanze sehen wir diesen Proceß in vollkommener Reinheit; sie erzeugt sich, entwickelt sich zur vollen Pflanze, erneut sich continuirlich durch elementare Potenzen, unter deren Macht das Leben der Pflanze steht, wie Luft, Licht, u.s.w. Das letzte in diesem Proceß ist die vollständige Rückkehr derselben in sich selber, aus dem Samenkorn in das Samenkorn; es ist ihr Anfang u. auch das höchste Resultat ihres Daseins.

30.10.

für die Pflanze aber ist ihr eigenes Leben nicht an, sie spiegelt es nicht in sich ab, es ist nur ein gegenständliches Leben. Alles organ. Dasein muß an sich selber seinen Lebensprozeß aufweisen, den die Pflanze allein in natürl. Reinheit aufweist. Auch beim Thier gehört die Reproduktion der eigenen Art so zur Bedingung, wie bei der Pflanze; es giebt also auch beim Thier u. beim Menschen ein Leben, das nur ein objektiver Prozeß ist. Aber das animale Leben enthält noch etwas anderes, als das bloß pflanzliche Dasein – das in sich selbst Abspiegeln; das Thier hat etwas in sich; das seinen Lebensprozeß trägt, es ist etwas in ihm, das eine Selbstempfindung kundgiebt. Wenn wir von der Pflanze nicht sagen können, sie habe das Leben, so können wir es vom Thiere. – Wenn das Pflanzenleben ein reiner, in sich geschlossener Kreislauf ist, so hat beim Thier dieser Kreislauf noch einen Mittelpunkt, es ist ein Zentrum. Der thierische Organismus wechselt seine Zustände, wie die Pflanze, aber er wird auch dieses Wechsels seiner Zustände inne, er durchläuft sie u. findet sie, indem er sie durchläuft, in sich. Das Thier ist empfindend, die Pflanze nicht. Empfindung kann nur da sein, wo im Prozeß ein beharrlicher Mittelpunkt ist u. der diesen Wechsel an sich abspiegelt u. so empfindet. Der thierische Organismus soll sich nicht immer fort in der Mitte seiner elementaren Lebensbedingungen befinden, wie die Pflanze, welche ebenso sehr genährt wird, als sie sich ernährt. Das Thier hat in seiner Empfindungsfähigkeit die Steuerung gefunden, das zu empfinden, was es zu seinem Lebensunterhalt braucht. Diese Empfindung ist im Thier ein Impuls zu nach außen tretender Thätigkeit u. diese hat zunächst die Aufgabe, die Bedingungen in der äußeren Natur aufzusuchen u. dann in sich aufzunehmen. Das Thier findet so sein Selbstsein in dem Lebensmittel, welches es aufsucht; der höchste Lebensnerv des animal. Lebens ist das Suchen der Bedingungen in dem eigenen Dasein. Die Fähigkeit etwas in sich zu finden u. zu empfinden fehlt der Pflanze.

2.11.

Das Thier ist selbstisch, die Pflanze selbstlos. Wir sagen vom Thier, es habe Bedürfnisse; von der Pflanze kann nicht gesagt werden, sie habe das Bedürfniß des Lichtes, der Wärme, was wohl objectiv richtig sein kann. Könnte die Pflanze aber, das Bedürfniß des Elementes zu empfinden, so würde sie auch selbstthätig sein. Wenn ein Wesen die Mangelhaftigkeit seines eigenen Wesens besitzt, so sagen wir, es habe Bedürfnisse.

Das Thier lebt in der engen Welt seiner Bedürftigkeit; so weit sie reicht, so weit hat auch das Thier Gefühle – wie Hunger, Durst – was der Pflanze abgeht. Ein solches Gefühl der innern Mangelhaftigkeit ist im thierischen Organismus der Impuls, jenen Zustand zu suchen, wo an Stelle des Mangels Befriedigung eintritt. Daher wird das Thier getrieben, in irgend einen Verkehr mit der Außenwelt zu suchen; der Trieb den nöthigen Gegenstand aufzusuchen erzeugt dann nun in der Thätigkeit des Fressens, das sich befriedigende. Das Thier muß thätig nach außen hin werden, es muß die Elemente seines Fortbestehens aufsuchen in dem Drange einer unabweislichen Begierde. Nach Auffindung des gesuchten Gegenstandes erfolgt die Befriedigung der Begehrung. Ohne das erste Prinzip der Selbstheit geschieht im Thiere nichts; weil der Thier-Organismus so ist, wie er ist, darum soll er selbstisch sein(?). Weil das Thier-Leben hinausstrebt über den gewöhnl.-Pflanzen gewiß [?], darum wurde der Thier-Organismus gegründet. Die Idee der Selbstheit mußte sich einen Leib geben, der eben der Thier- ist. —— Im Thier-Organismus gibt es 2 große Schienen [?] – die Sinnesorgane u. auf der andern Seite Gefühl des Mangels, Trieb (daher Bewegungsorgane nothwendig; kraft derselben vermag das Thier seiner Aufgabe zu genügen) finden. Worin liegt die Möglichkeit für das Thier, ist es nicht bloß seine Speise [?] außerhalb seiner selbst u. dann als das Object seiner Befriedigung erkennt? Es sind die Empfindungsorgane, die erste Bedingung des sich Findens, die dem Suchen des Thieres zu Hilfe kommen u. das Suchen-bewirken. Mittelst derselben unterscheidet das Thier das seinem Wesen Zuträgliche vom gleichgültigen u. vom gefährlichen. Namentlich entscheiden für das Thier der Geruchs- u. Geschmackssinn den Moment des Findens. Allerdings ist die Sehkraft auch thätig, aber erst der Geruchssinn führt das Thier in die Nähe [?] seiner Beute, so daß es sie erblickt u. ergreift. Bei wilden Thieren ist auf ähnliche Weise der Gehörsinn für diesen Dienst [?] in Anspruch genommen – besonders einsam lebende Thiere rufen sich zur Paarungszeit zusammen mit verschiedenartigen Tönen.

Empfinden, Gefühl des Mangels u. der Befriedigung sind die 3 großen Momente des Thier-Lebensprocesses. Wir haben bis jetzt zwei große Systeme des Lebens: das des Pflanzenlebens u. das des selbstischen oder Nervenlebens (Bewegungsleben). Entgegengesetzt sind das Ernährungs-system u. das Bewegungssystem; die Mitte hält das System der Thätig-keitstriebes-Systeme oder Reizbarkeit. Sensibilität, Irritabilität u. Reproduction sind die 3 Factoren des Thier-Organismus.

5.11.

Wir konnten in unserer Darstellung nicht mit dem Menschen anfangen, denn er giebt in der Natur eine Voraussetzung, welche älter ist als er. Es gehört zum Begr. eines Lebens, insofern es ein einzelnes ist u. in einer gegebenen Weltordnung sich ausbreitet, einmal, daß es auf allen Punkten seiner Existenz thätig sei, daß diese Thätigkeit keinen andern Zweck habe als das eigene Dasein selbst. Diese Thätigkeit stellt sich zuerst dar im Process der Selbsterhaltung, d.h. es muß sich der allgemein umgebenden Natur ohne Unterbrechung erwehren. Ebenso gehört zu diesem Einzel-leben, daß es nicht aufgeht in diesem Process des Sicherhaltens, in den Functionen der Selbsterhaltung – denn ein solches Leben wäre unvoll-kommenes, ein Pflanzenleben. In Folge der Selbsterhaltg. muß es auch zu sich gelangen, sein Dasein haben u. besitzen, – ein sich besitzendes Dasein das nennen wir ein für sich da sein, ein für sich sein; die Pflanze ist nicht für sich, wohl aber das Thier mit seinem selbstischen Charakter. Zum Begr. des Lebens gehört 2) sich nicht blos in diesem Wechsel der Zu-stände zu befinden, sondern in jedem dieser Zustände sich mit zu finden; ein solches inneres Sichfinden nennen wir ein Empfinden – Kraft des Empfindens ist das Leben in jedem Wechsel seiner Zustände für sich da. In dem Process der Selbsterhaltg. ist das Leben nur ein Zweck, der sich verwirklichen soll; im Selbstempfindungsprocesse aber ist es für sich da. Im Process der Selbsterhaltung ist die Negation des Fürsichseins gesetzt: ein Bezogensein auf Anderes, äußere Zustände. Dasein für Anderes ist die Form des sich verändernden, für sich Dasein die des sich empfindenden Lebens; beide Gegensätze sind da, sich gegenseitig [illegible] u. einzuschränken. Das Leben selber hebt sich aus dem Sein für Andere in das Fürsichsein hinauf; es hat daher 1) die Aufgabe für sich zu sein; 2) für Andere zu sein; 3) in jedem Momente seines Daseins für sich selber zu werden. Das Leben kann nur über Alles das thun (nehmen Einige an) wenn der Organismus die 3 Systeme der Sensibilität, Irritabilität u. Reproduction enthält. Das Leben hat einen besondern Begr. für sich, unabhängig von

jedem Organismus; soll es daher ein Einzelleben sein, so muß es jene Elemente in sich aufweisen, ohne dieselben kann es nicht bestehen. Weil das Leben aber jene Elemente in sich enthält, muß es auch jene Dreiheit von Systemen aufweisen. Deshalb sind jene das prius. Schon beim Eingange in die Psychologie die zwei Hauptansichten(?), von denen eine das Psychische, die andere das Organische als prius setzt – beide sind nicht zu verschonen(?). Der Begr. des Lebens muß an u. für sich so fest aufgestellt werden, wie es sich in seinen Phänomenen darstellt, aber unabhängig vom Organismus. Das menschl. Leben ist vom thierischen gar nicht unterschieden, das menschl. ist wohl reicher, mannigfaltiger – indessen haben wir nachzuweisen, daß das Leben im thier. Organismus die erste, aber auch nur erste Stufe ist – es muß eine Verschiedenheit existiren u. diese haben wir zu erforschen. Schon in der ersten Sphäre muß ein agens vorhanden sein, welches ihn(?) nicht erschließt(?), welches ihn hinaustreibt über die ersten Schranken seiner Sphäre. In der Region des Sinnempfindens müssen wir beim Menschen etwas Vollkommeneres entdecken, als beim Thier.

7-11.

Empfinden u. Fühlen sind menschl. Functionen; durch Empfinden wird der Zustand bezeichnet, durch welchen der menschl. u. thier. Organismus die durch die Sinnesorgane eintretenden Veränderungen gewahr wird; im Fühlen ist es der selbstische Zustand, welcher entweder Befriedigung oder Mangelhaftigkeit des selbstischen Daseins fühlt d.h. in sich reflectirt. Im Gefühlen tritt nichts anderes auf als das Interesse des Selbstes, nur in dieser Bezogenheit auf sich selbst ist es in einem Gefühle der Lust oder der Unlust; natürl. können Lust u. Schmerz in versch. Graden gefühlt werden. Das Empfinden erscheint ohne alle Beziehung auf sich selbst; es giebt unzählige Gesichts-, Gehörempfindungen u. s. w.; so unterscheidet sich schon quantitativ das Empfindungsleben vom Gefühlsleben. Im ersteren ist das Selbst nicht betheiligt, im letzteren lediglich betheiligt; das sehende Thier, der schmeckende Mensch wird bloß der erhaltenen Eindrücke theilhaft, die er von Außen durch die Sinne empfängt. Die Empfindung ist vielmehr auf das reine Gegenständliche gerichtet, während das Gefühl auf das fühlende Selbst sich richtet. Zwischen Empfinden u. Fühlen liegt das Gebiet des Begehrens. Der Mensch wird seiner selbst ganz unmittelbar inne, daß er von Geburt an in Beziehung zur Außenwelt steht u. durch diese Beziehung in einen Conflict mit derselben tritt.

Der erste Athemzug setzt schon einen Zustand hin; dieser erste Zustand ist zugleich ein Zustand des Schmerzes; das ins Leben tretende Kind kündigt ein Gefühl der Unlust an, der Mensch beginnt sein Leben im Gefühl seines Selbstes, seines gehemmten u. dann geförderten Selbstgefühls. Hieran knüpft sich das Empfindungsleben. Der Mensch hat allerdings die feinsten, höheren Sinnesorgane, aber der Gebrauch dieser Organe stellt sich nicht unmittelbar mit der Geburt des Kindes ein; hat aber die Entwickelung erst begonnen, so entwickelt sie sich zu einer Energie, zu der das Thier sich nicht emporzuheben vermag. Im Thiere wirkt das Begehren als Trieb zu zweckmässigen Actionen u. zwar sogleich, beim Menschen bleibt die zweckmässige Fähigkeit, das Begehren zu befriedigen, lange aus. Der Mensch würde verkommen, wenn er nicht an gereiften Menschen eine Stütze fände; der Mensch setzt um zu bestehen, den Menschen voraus, das Thier setzt seines Gleichen fast nur voraus, um zu entstehen. Der Grund dieser anfängl. Hülflosigkeit ist unbekannt, räthselhaft.

Bedingung eine [illegible] Begehren, fühlen, empfinden sind verschiedene Ausdrücke der Lebensthätigkeit, ~~[illegible]~~ wie sie statt finden, ist die Beziehung auf sich selbst; dieses gehen des Lebens auf sich selbst beziehen wir durch den Ausdruck Bewusstsein. Das Thier ist im Innewerden seines Zustandes im Bewusstsein. Können wir sagen: Bewusstsein ist der Ausdruck der Beziehung des Lebens auf sich selbst, so ist auch in den ersten Phänomenen des menschl. Lebens eine Darlegung des Bewusstseins. Beim Menschen hat diese Stufe des blossen Bewusstseins eine höhere Entwickelung, sie erhebt sich zum Selbstbewusstsein. Das animalische Leben bringt es nur zu einem Bewusstsein, das menschl. zu einem Selbstbewusstsein; der Mensch ist ein Thier, welches denkt, ein animal rationale sagen die Scholastiker; das Selbstbewusstsein ist, nur es entwickelt sich jene Thätigkeit des Denkens, die Möglichkeit der Vernünftigkeit. Durch das Selbstbewusstsein wird der Mensch ein beharrendes Subject für Alles, was den Inhalt seines Lebens ausmacht, er wird der Träger seines eigenen Lebens. Der Mensch ist ein Subject, welcher sein Leben nicht blos durchläuft, sondern auch erlebt; der Mensch besitzt, nur insofern er ein selbstbewusstes Ich ist, das Gebiet alles Gegenständlichen, die Welt. Das Selbstbewusstsein scheidet den Menschen vom animalischen Leben; so lange der Mensch das Selbstbewusstsein noch nicht erlangt hat, ist er nur ein Embryo des Menschen, er hört auf ein menschl. Leben zu besitzen, wenn er sein Selbstbewusstsein verliert. Blödsinn, Wahnsinn zeigen ein Leben, das kein wahrhaft menschl. ist; das Selbstbewusstsein ist die Basis des menschl. Lebens u. Der Mensch wird nicht sofort selbstbewusst geboren, das Kind ist anfangs seiner unbewusst.

Das Selbstbewußtsein des Menschen kommt ihm nicht kraft seiner ihm gegebenen organ. Natur, sondern kraft seiner Selbstentwickelung; das erste Kinderleben ist so nicht blos eine Anlegung des animal. Lebens, sondern zugleich mit seiner Geburt beginnt seine Entwickelung zum Selbstbewußtsein in allen Functionen, die es mit dem Thiere gemein hat.

8. 11.

Der menschl. Organismus entspricht in seiner ganzen Constitution dem animalischen, deshalb kann durch denselben das Selbstbewußtsein nicht vermittelt werden. Es ist deshalb jene Energie eine dem Menschen allein eigenthüml. That; diese Thätigkeit beginnt mit dem Menschen zugleich sich zu entwickeln, indeß wird das Resultat derselben nicht in einem Momente erreicht, sondern zieht sich durch mehrere Jahre hindurch.

Wenn es überhaupt das Eigenthüml. des Ich ist, sich innerl. von seinen Zuständen zu unterscheiden, von dem Inhalt seines complicirten Daseins, so muß diese Unterschiedenheit auf einem Act beruhen, den der Mensch selbst ausübt u. zwar auf einem Act der Selbstunterscheidung. Im Inhalte eines Gefühls unterscheid. wir z.B. zwei Momente: das Fühlende u. das Gefühlte; bleiben wir bei dem Gefühlten allein stehen, so sind beide Termen nicht geschieden; in dem Momente aber, wo das Fühlende u. das Gefühlte sich sondern, so hört das Gefühl auf. Wenn ich das Bewußtsein habe, daß ich einen Schmerz habe, so bin ich nicht fühlend, sondern mich denkend, wenn der Mensch zum Fragen kommt: ich empfinde Schmerz, so ist er mit demselben nicht mehr eins. Im bloßen Fühlen ist der Mensch mit seinem Zustande noch eins; in seinem Selbstbewußtsein, im Wissen von seinem Gefühl aber ist er losgerissen, der Zustand kann freilich noch fortdauern, aber der Mensch ist nicht mehr eins mit demselben. Wenn solche Selbstunterscheidung den Resultaten der Ichheit nothwendig vorangeht, so fragen wir, bekundet sich eine solche Selbstunterscheidung in der ersten Lebensphase des Menschen? Wir antworten allerdings ja!

Im Sinnenleben haben wir die 3 Sphären des Fühlens, Begehrens u. Empfindens schon vor uns; das Empfinden wird durch unsere Sinnesorgane vermittelt; das einfache Resultat des Gebrauchs unserer Sinne (daß wir sehen, ist nur dann möglich, wenn wir die durch das Sehorgan vermittelte Empfindung zurückweisen, als etwas uns Fremdes betrachten) ist, daß uns das Empfundene zu einem Gegenstand (d.h. Gegenüberstehenden) wird; das, was eine Empfindung in uns veranlaßt, wird nur dann zu einem Gegenstande, wenn wir uns von derselben losreißen: sehen ist zu unterscheiden von Gesichtsempfindung, was die Voraussetzung des Sehens ist; das Sehen ist eine Action, welche in Folge der Empfindung eintritt, das Empfundene sich gegenüberstellt u. dann erst auf den Gegenstand sich bezieht.

Mit den andern Sinnen ist es nicht anders bestellt, als mit dem Gehör: wenn der Gehörnerv vom Schall afficirt wird, so ist eben die Affection Sein, das Woher? liegt nicht in der Affection. Der Schall gewährt Bilder, gewisse Erzitterungen von Tönen, die (zu in der gleicher) Zt. stattfinden, die sich zwar nicht im Raume ausbreiten, wohl aber in der Zt. in der Aufeinanderfolge. Wir fassen eine Melodie auf, indem wir eine Verknüpfung ausüben zwischen den schließlich nicht mehr vorhandenen Laut, wir objectiviren uns dieselben so daß wir eine Betrachtung des Ganzen vor uns haben. Es ist das wieder=um ein Sehen, aber nicht ein Sehen des Auges. – Eine jede (unmittelbare Vergegenständli=chung oder Objectivirung solcher Zustände unser selbst nennen wir einen Act des Anschauens, den wir ausüben. Wir empfangen also Anschau=ungen von einem gewissen Gegenständlichen, die bloße (Empfindung Material) giebt nur für das Gegenständl. Ohne Anschauung giebt es kein menschl. Sehen

9.11.

u. Hören; es beginnt der Mensch also mit einer Thätigkeit des Objectivirens. Beim Momente des Eindrucks, welchen unser Sinnorgan empfängt, verhalten wir uns passiv, lediglich empfänglich: Empfinden ist immer passivisch, ist ein Act, der spontan, nach unserm Willen geschieht. Den Eindruck aber un=terscheiden wir von uns selbst und bei dieser Unterscheidung verhalten wir uns nicht mehr leidend; daß hingegen der Eindruck etwas Anderes ist, als wir, liegt nicht in unserer Zuthat. So lange ich empfunden habe, habe ich nur einen Zustand empfunden, stellen wir diesen Zustand uns gegenüber, so wird er zum Gegenstand; er wird Gegenstand durch meines Hinaussetzens u. der Act dieses Hinaussetzens heißt Anschauen. Damit unsere Sinne uns eine gegenständl. Empfindung vermitteln, knüpft sich an die Sinnesorgane stets eine anschauende Thätigkeit.

Unter allen irdischen Organisationen ist die menschliche die vollkommen=ste; das Organ der Hand findet sich in der thierischen Organisation so gut wie gar nicht. Man setzt als 5. Sinn gewöhnlich den des allgem. Gefühls, er findet sich überall, wo sich Nerven bis an die Ober=fläche des Körpers erstrecken. Dahin pflegt man auch das Fühlen der Hand zu rechnen. Das Fühlen ist ein rein organischer Sinn, so kunstreiche Gebilde wie beim Seh= oder Hörorgan finden wir hier nicht. Doch tritt hier die Hand hervor, die sehr kunstreich organisirt ist. Die ganze Mög=lichkeit einer großen Culturgeschichte der Menschheit beruht darauf daß der Mensch Hände hat; die Hand gehört zu den schönsten Gebilden der Natur u. ist ebenso, wie sie ist, nur als menschl. Hand vorhanden. Diese Beobachtung läßt uns ~~mit~~ Recht annehmen, daß das Organ der Hand von dem allgem. Gefühlssinn verschieden ist. (Daher nehmen wir 6 Sinne an) Mit dem Körperl. Gefühle empfinden wir einmal den Widerstand einer Masse mit der wir schnell oder langsam in Bewegung kommen; zweitens em=pfinden wir Unterschied von Wärme u. Kälte, das ist aber keine

Sinnesempfindung, sondern eine rein organische. — Kälte zieht die Kör-
per zusammen, zieht sich unsere Oberfläche zusammen, so erhalten wir ein
Gefühl der Veränderung unseres organischen Wesens. Es ist das keine
Sinnesempfindung, sondern gehört in die Region des innern Gefühlslebens von
Lust u. Unlust. Davon haben wir also, wenn wir vom Gefühlssinn sprechen,
abzusehen — er giebt uns nur den Widerstand einer körperl. Masse.
Hierzu bedarf es aber keines höheren Organs, folglich muß die Hand
für andere Zwecke vorhanden sein. Der Tastsinn hat es mit der Form
der Masse zu thun, nicht mit der allgem. Vermittelung eines Wider-
standes der Masse oder von Kälte u. Wärme. Mit Hilfe der tastenden
Hand bringt der Mensch die Gestalt des Gegenstandes an sich zum Bewußtsein.
Wenn wir die Grenzen eines Körpers betasten, so sagen wir gewöhnlich:
wir fühlen Linien — das ist unrichtig; wir fühlen einzelne auf einander
folgende Punkte, daß sie verbunden erscheinen, liegt nicht in unserer
Empfindung, sondern in unserer Anschauung.
Wir theilen demnach die Sinne in höhere u. niedere; im Thiere sind
mit Ausnahme des Tastsinns alle, die im Menschen sind, überall die Sinne
dienen beim Thiere seiner Selbsterhaltung; beim Menschen dagegen sind
Auge, Ohr u. Getast charakteristisch, sie dienen uns zur Objectivirung
von Gegenständen. Bei den andern Sinnen tritt der Gegenstand
zurück: Geschmack, Geruch u. allgem. Gefühlssinn dienen unserer
organischen Existenz. Sinne welche vorzugsweise der organischen
Selbsterhaltung zukommen, nennt Braniss niedere, Sinne welche von
der organischen Thätigkeit selbstständig fungiren u. der Thätigkeit der
Anschaulichkeit dienen, sind höhere.
Empfindungen überhaupt werden wir niemals reine Thätigkeiten
nennen können, sondern nur Lebensfunctionen; es sind die Resultate un-
serer organ. Functionen. Thätigkeiten aber, die nicht durch Sinne ver-
mittelt werden, können wir nicht Functionen nennen, weil wir nicht
unterscheiden vermögen, was fungirt. Es sind das die rein psychischen
Actionen, die Action des Anschauens ist der erste Act des sich ent-
wickelnden Selbstbewußtsein des Menschen.
Empfunden wird ein Gegenstand, wenn er auf unsere Nerven wirkt.
Ein Gegenst. ist die Totalität seiner Theile; nicht die Empfindung kann
diese Einheit hervorbringen. Die Gestalt besteht aus der Verknüpfung
der einzelnen Theile, diese Verknüpfung ist wohl beim Gegenst. vorhan-
den, nicht aber für mich; für mich entsteht sie erst, wenn ich die Ver-
knüpfung der einzelnen Theile selbst vornehme vermittelst der an-
schauenden Thätigkeit.

12.II

Die Anschauung objectivirt also nicht nur die Empfindungen, sondern verknüpft auch die Mannigfaltigkeit derselben zu einer einheitlichen Totalität. Der Tastsinn ist eine Ergänzung des Gesichtssinnes, vermag sogar denselben zu ersetzen, wie beim Blinden; während der Finger von einem Punkte zum andern tastend fortgleitend, u. bei jedem eine Empfindung empfängt, setzt die anschauende Thätigkeit jene einzelnen Empfindungen zu einer stetigen Reihenfolge zusammen. Für das menschl. Auge giebt es keine Linie, wohl ein hier u. dort – wir sind es, welche diese Linie ziehen.

Der concrete Ausdruck ist wahrnehmen, Wahrnehmung. Wir werden nicht sagen, wenn wir correct sind, wir empfinden einen Gegenstand auch nicht, wir schauen ihn an, sondern wir nehmen ihn wahr. Das bloße Anschauen ohne die Empfindung ist möglich – wir können uns im leeren Raume Figuren u. Körper vorstellen – wie in der Geometrie; einem solchen imaginirten Körper fehlt die Wahrheit des Daseins ab, wir nehmen ihn nicht wahr. Einmal nimmt sich der Mensch die Wahrheit des Gegenstandes kraft seiner Anschauung u. zweitens empfindet er ihn; Anschauung u. Empfindung müssen bei der Wahrnehmung stets vereinigt sein.

An der wahrnehmenden Thätigkeit haben wir sowohl Functionen der Organe, als auch reine psychische Thätigkeit; ganz besonders haben wir hierbei Auge u. Ohr zu berücksichtigen, die eigentlichen Formsinne sind – u. die Form ist ja wieder das Wesentl. bei der Wahrnehmung. In der Thierwelt ist der Geruchssinn vorherrschend, an ihn schließt sich der Geschmackssinn an; das Thier hat auch Gehör u. Gesicht, aber beide werden für dasselbe nicht das letzte Wort in seinem Verhalten zum äußern Leben. Das Thier ist ganz eigens auf sich bezogen u. ein rein gegenständl. Bewußtsein müssen wir ihm geradezu absprechen.

13.11.

Das Wahrnehmen ist nicht so einfach, als es genau erscheint; wir sehen Gegenstände bei weitem kleiner, als wir sie wirklich wahrnehmen; unser Auge nimmt nur zwei Dimensionen in sich auf, Lineardimension u. Flächenausdehnung, trotzdem sehen wir Körper. Ein Mensch, der frühzeitig erblindet, sein Gesicht durch eine Operation wieder erlangt, sieht anfangs alle Gegenstände auf einer Fläche, eine Perspective kennt er nicht mehr. Ebenso ist das Formfühlen in unserm Tastsinn ein Werk allmähliger Ausbildung. Die einzelnen Fingerflächen, die aufeinander folgen, correspondiren mit einander; legen wir die Mittel-

Bügelchen zwischen zwei neben einander liegende Fingerflächen, so fühlen wir nur eine Kugel, dagegen zwei, wenn wir sie zwischen die aufeinandergelegten Finger bringen. Daß wir mit beiden Augen einen u. denselben Gegenstand sehen, bringen wir auch erst später durch Uebung heraus.

Je mehr u. schärfer die wahrnehmende Thätigkeit wird, desto mehr erstarkt das Selbstbewußtsein; es giebt einen terminus a quo, die Selbstthätigkeit in der Wahrnehmung ein minimum ist u. es giebt einen terminus ad quem wo diese Thätigkeit ein maximum ist. Das innere Selbst des Menschen wird afficirt durch entsprechende oder widersprechende Zustände, was er als Lust oder Unlust fühlt, das fühlt er als ihn selbst betreffend. Gefühle u. Gefühlzustände allein u. streng für sich genommen, sind gegenstandlos; es ist aber die Begehrung nichts weiter in ihrem Beginn, als das Gefühl einer innern Mangelhaftigkeit — auch hier ist nicht von gegenständl. Bewußtsein die Rede. Wenn wir lediglich den Prozeß der Lust u. Unlust, des Begehrens u. der Befriedigung verfolgen, so können wir nicht sagen, daß wir aus diesem Kreise des Gegenstandlosen herauskommen. Wir wissen aber, daß die Lust u. Unlust ~~es stark~~ empfinden, in die Region des Begehrens läuft sich ferner die ganze Region des menschl. zweckmäßigen Handelns u. Wirkens. Wir haben es also mit einem selbstbewußten Lustgefühl, mit einem selbstbewußten Begehrungsgefühl zu thun.

Der Mensch ist von seinem ersten Anfang an nicht bestimmt dazu, durch eine natürliche Existenz beherrscht zu werden, sondern sich zum Herrn derselben zu machen. Das Wahrnehmen ist also das complicirte Product der Anschauung u. der Empfindung, mittelst derselben tritt die erste Trennung des subjectiven vom objectiven Gegenstand ein — diese Thätigkeit bemächtigt sich aller animalen Functionen u. bezieht sie auf Gegenstand, vermittels löst sich das innere Subject von der bloßen Passivität des Gefühls u. der Begehrung los — ich begehre nicht blos im Begehren sondern ich habe auch das Bewußtsein des Gegenstandes meines Begehrens —

14.11.

So wie gegenständl. Bewußtsein sich entwickelt, entwickelt sich auch subjectives Bewußtsein, Ichbewußtsein; niemals abstract gedachtes Sichselbsterfassen findet nicht statt, vielmehr ist es geknüpft an die Erfassung eines Andern u. die Erfassung eines Andern geht zurück auf die Einwirkung eines Andern.

Durch dieses Zusammenhangs ist jene Energie unmittelbar eingeprägt,
das Andere vom Menschen zu unterscheiden, das Setzen der Unterschiedenheit
seines selbst vom Andern ist das Setzen seines Selbstbewußtseins.
Wir haben nun anzugeben, worin sich ein <u>werdendes Selbstbewußtsein</u>
offenbart u. worin es sich vom <u>vorhandenen Selbstbewußtsein</u> unterscheidet.
Zum werdenden Selbstbewußtsein gehören Einwirkung der Außenwelt
auf den Menschen u. Rückwirkung des Menschen auf die erhaltenen Ein=
drücke. Im Wahrnehmen ist das Selbstbewußtwerden enthalten,
es ist aber nicht in allen Momenten des Kindeslebens das Wahrnehmen
herrschend sondern nur da, wo das Kind freigelassen ist vom Gebiete
der physischen Begehrung, vom Gebiete des Gefühls der Freude u. Unlust,
verhält es sich gegenüber der äußern Natur wahrnehmend. Allein
ein stetiger Zusammenhang des selbstbewußten Lebens ist noch nicht
da, es wird von Zeit zu Zeit vom Begehren od. vom Gefühlen der
Lust u. Unlust zurück. Jeder Mensch findet beim Rückblick in seine
früheste Jugend Momente, die er <u>erlebt hat</u> – nicht <u>fortlaufend</u> sind
diese Erinnerungen, sondern nur <u>partiell</u> – diese Erinnerungen sind
einzelne lichte Punkte unseres selbstbewußten Daseins; die Energie
des Selbstbewußtseins war so mächtig, daß gerade diese Punkte
der Vergangenheit abgerungen wurden. Das Selbstbewußtsein tritt
also in seinem Werden nicht als ein <u>stetiges</u>, sondern als unter=
brochenes auf; je mehr es Selbstständigkeit erlangen, desto mehr
wird es sich ausbreiten, desto mehr wird die Discontinuität der
Reihenfolge aufhören; das Selbstbewußtsein muß nicht blos in ein=
zelnen Zuständen vorhanden sein, sondern aus dem einen in den an=
dern stetig übergehen. Das Wachsen an innerer Energie drückt
sich aber darin aus, daß mit dem Vergehen des Zustandes des Selbstbe=
wußtseins nicht auch zugleich verschwindet, sondern <u>beharrt</u>. Es ist
dies die Energie des sich selbst <u>Festhaltens</u>, mit welcher das Ich die
Tendenz hat, sich nicht zu verlieren, auch wenn der Zustand schon
verloren ist; vermöge derselben kann der Mensch in ein früheres
zurückschauen u. das Frühere tritt ebensogut vor sein Bewußtsein,
als das Jetzige. In diesem Sichfesthalten haben wir festgehalten einen
Act eines continuirlichen <u>Sichbeziehens</u>: ich bin in allem Wechsel meiner
Zustände stets derselbe, ich lasse von meiner Selbigkeit nicht ab; das
Ich begreift sich als ein u. derselbe in allen Wechsel seiner Zustände d.h.
das Ich hält sich in der Identität mit sich selber fest.

Die Ichheit wird innerlich nicht alterirt von den Zuständen der Außen-
welt, wenn auch die Interessen des Menschen sehr oft in hohem Grade affi-
cirt sein können. Unterliegt jedoch der Mensch solchen Zuständen, so sagen
wir: er ist außer sich, er hat das Bewußtsein verloren. Sein allmähliges
Zu sich kommen aus einem solchen Zustand, das Unterliegende heißt: er ist
wieder bei sich. Dieser Ausdruck des gewöhnl. Lebens charakterisirt sehr schön
die Ichheit. Sie ist also das Wesentl. an der reif gewordenen Subjectivi-
tät der menschl. Seele, daß sie beharrlich festhält an sich selbst, daß
sie nicht Theil nimmt an dem Wechsel der Zustände, die im Organismus
walten. Das menschl. Ich ist wesentl. aus eigener Kraft mit sich identisch
in allen Veränderungen seines Daseins. Aus dieser Thatsache folgt eine
ganz andere Lebensweise, ein ganz anderes Dasein, als das (welches) bezüg-
lich der Thiere die Seele vermittelten Daseins trägt. Das Sinnenleben ist
nicht so zu verstehen, daß aus ihm eine Ichheit sich folgern könnte, was aus
ihm als eine Wesensbestimmung in der menschl. Seele [illegible] könnte, sehen
wir allerdings [illegible] an dem Thier-Organismus.

19. 11.

Der menschl. Organismus ist specifisch derselbe, wie der thierische; das Reich der Lust u. Unlust, der Begehrungen ist da wie dort; ist nun aber im menschl. Leben etwas, was im Thier nicht vorkommt, so muss dieses Etwas ausserhalb des sinnl.-Organismus liegen, es ist das Selbstbewusstsein. Das Thier kann nicht zur Ichheit gelangen; wäre der Mensch bloss ein organisch belebtes Wesen, so hätte er dieselben Schranken – so hat er aber noch ein anderes Princip, es ist das geistige Princip – er entfaltet sich zur Ichheit u. selbstbewussten Subject geworden, bildet er auch dieses Subject. Wir können den Menschen nur darum Geist nennen, weil wir an ihm die eigenthümliche Action ausüben sehen, deren Resultat die Ichheit ist; im Geistigen sehen wir nur eine reine Action, als blosses Wesen ist er schon Action; das Wesen des Geistes geht seiner Wirklichkeit voran, die Wirklichkeit des Geistes ist die That; der Geist ist seinem Wesen nach Thun, seiner Wirklichkeit nach That, er ist die That seiner selbst. Bei allen natürl. Dingen ist das erste das Dasein, das zweite die Wirkung, die Thätigkeit; der Geist verhält sich aber nicht so wie die natürl. Dinge. Wenn wir in der Natur auch lauter Kräfte vor uns haben, so sagen wir von diesen Actionen doch nicht, es seien Geistesactionen – aber weil sie etwas Bewegtes sind, getragen von der Substanz, der Materie u. erst auf dieser Grundlage breitet sich das reiche Spiel der Natur aus. Der Geist ist ohne solche Grundlage, er braucht, er setzt sich selber in das Dasein u. das ist, welches die wesentl. Attribution alles dessen ist, was wir geistig nennen.

Die Ichheit des Menschen ist von ihm selber producirt in aller Energie, aus einer blossen Naturwirklichkeit hat sich der Mensch übertragen in eine Geisteswirklichkeit u. in beiden Sphären lebt er ein doppeltes Leben. Das Anschauen ist das erste Vorbringen des Bewusst der Ichheit; fragen wir, woher diese erste anschauende Thätigkeit stammt – so ist das allerdings sehr wichtig. Die sinnliche Seele ist die physische Natur des Menschen, bewegt durch die unmittelbar sich geltend machende Thätigkeit, kraft der die Seele des Menschen sich von der Selbstheit hinüberhebt zur Ichheit.

20. 11.

Das menschl. Leben beginnt mit der Vernunftaction; wir haben im Menschen die Vernunftwirklichkeit u. das natürl. Dasein, beide sind in beständigem Konflikte, denn die erstere ist Selbstthat, die zweite ist organischen, allgem. Naturgesetzen unterworfen. Sich selbst bestimmen heisst freisein; der Charakter jeglicher Vernunftwirklichkeit ist die Freiheit, der

Theoretische natürl. Dasein die Abhängigkeit von unabänderl. Gesetzen; der Mensch ist frei u. unfrei zugleich; als Selbst steht das Ich unter dem Gesetze der Natur, als reines Ich unter dem Gesetze seines Wesens. Der Mensch ist unfrei, denn er steht in Verbindung mit einer Außenwelt, der er sich nicht entziehen kann. Gegenständl. Bewußtsein ist im Menschen früher als Selbstbewußtsein vorhanden – entwickelt sich dieses, so geht jenes nicht verloren, sondern verbindet sich mit diesem. Das objective Bewußtsein werden wir Weltbewußtsein nennen können; nachdem der Mensch ein Ich geworden, hat er ein doppeltes Bewußtsein, das Bewußtsein seiner selbst u. Weltbewußtsein. Das letztere ist unfreies Bewußtsein, es ist für das Ich das Gebiet der Determiniertheit von Außen. So lange der Mensch lebt, giebt es kein concretes Moment seines Daseins, in welchem er sich als reines Ich verhalte daß der Mensch nicht nur sich allein, sondern stets noch etwas Anderes, von dem er sich beständig unterscheidet. Insofern der Mensch ein Weltbewußtsein hat, welches ein unfreies ist, ist der Mensch in jedem Momente seines Daseins als sich wissend frei, als Welt wissend unfrei. –

Was entsteht nun aus diesem in jedem Momente vorhandenen Conflicte? Der Mensch ist das leidende, determinierte Selbst u. zugleich das selbstthätig handelnde Ich – es muß eine Vermittelung stattfinden zwischen dem Freien u. Unfreien, diese Ausgleichung kann nicht von Anderen ausgehen, er selbst, der Mensch hat diese Ausgleichung zu vollbringen. Das Resultat der Versöhnung kann in keinem Falle das der reinen Vernunftigkeit sein – der sinnliche, der Natur factor würde aufgehoben, das Resultat muß von beiden Factoren auf gleiche Weise bestimmt sein. In der Widerstreit beständig wächst, so würde der Mensch auf die reine Vernunftigkeit verzichten – der Mensch müßte sich dann über seine concrete Wirklichkeit erheben, indem er sich mit gegenständl. Wesen in Beziehung setzt, die ihm nicht aus der Natur der Dinge entgegenkommen, sondern die er selbst erschafft – es sind keine Realitäten, sondern Ideen. Das geschieht nun wirklich. Insofern sich der Mensch ein Reich von Ideen erschafft u. in ihnen lebt, giebt er sich ein Weltbewußtsein gegenüber seinem Selbstbewußtsein – es ist ein vernünfti-

des Selbstbewußtsein, welches ihn nicht beschränkt – denn es ist seine That; so lebt der Mensch frei in einer frei erschaffenen Welt. Die erste Welt ist die Anschauung des ewigen Widerstreits, die zweite die der Schaffung einer Vernunftwirklichkeit. Die Welt des Widerstreites möge die Verstandeswelt des Menschen heißen – in ersterer sind beide Factoren: der Verstehende und das zu Verstehende gesetzt. In der Verstandesentwickelung der menschl. Psyche ist die ganze Arbeit der Seele, insoweit sie noch afficirt ist von Naturbestimmungen.

21.11.

Keine Wahrnehmung ist ohne stattfindende Empfindung; hört die Empfindung auf so geschieht dies auch mit der Wahrnehmung. Die Anschauung, das zweite Moment der Wahrnehmung, wird durch unsere Selbstthätigkeit bewirkt – die Anschauung ist nicht abhängig von der Empfindung, sondern von der Thätigkeit des Subjects; inwiefern das Subject ganz u. gar darauf gerichtet ist, eine empfangene Empfindung zu objectiviren. d.h. anzuschauen, wird es die Anschauung nicht weiter hinaus dehnen, als wohin die Empfindung reicht. Es ist dies aber nur der Fall in dem reinen Sinnenleben, wo jene innere Macht, die Selbstheit sehr schwach oder gar nicht vorhanden ist, jedenfalls aber nicht zu der Leistung gelangt ist, die zur Ueberwältigung des Sinnenlebens nothwendig ist. Wahrgenommen werden die Empfindungen auch im Sinnesleben, daß aber mit der Empfindung auch die Anschauung sogleich aufhören ist nicht anzunehmen; die Anschauung giebt dem Subject ein gegenständl. Bild des Dinges. Dieses Bild ohne Empfindungen ist Eigenthum des Subjectes, wenn auch der Gegenstand aus dem Bereich der Sinnesorgane tritt. Dieses Bild ist unabhängig vom Dasein oder Nichtdasein des Gegenstandes, das Ich hält diese Bilder fest, als zwar ihm gehörig, aber nicht es seiend. Wer nun ich ist, der gestaltet sich auch ein mein; mittelst der anschauenden Thätigkeit gelangt das ich zu einem Besitze, zu einem 'mein'; diese Bilder der empfundenen Gegenstände gehören mir sie sind nicht 'ich' aber auch nicht 'außer mir' sondern 'in mir' man kann nicht sagen; die Bilder sind im 'ich' denn im 'ich' kann nur das sein, was selbst 'ich' ist – das ich ist einfach; die Bilder sind also in mir, aber geschieden von meinem ich – also außer dem Ich. –

Worin verwandelt sich nun die Wahrnehmung, sobald das Ich ein Bild producirt hat? Das Ich stellt sich etwas vor, macht sich eine Vorstellung sagt man im gewöhnl. Leben; eine Vorstellung von dem Gegenst. hat das Ich, wo immer der Gegenstand nicht empfunden wird, sondern diese Empfindung objectivirt wurde, d. h. aber von den Momenten des Empfindens sich befreit hat — im Innern des subject. Lebens von dem Ich [geschieden u. ihm] gegenübergestellt ist eine Vorstellung. So wie der Mensch ein selbstbewußtes Subject geworden ist, ist er continuirlich in dem Bestreben begriffen, sich durch äußere Eindrücke Erlebtes zur Objectivirung zu bringen. Das Ich ist nicht blos der Mittelpunkt eines individuellen organ. Lebens, sondern auch Mittelpunkt für manche Erscheinungen, die es selbst um sich beschreiben. Nennen wir diese Erscheinungen die Welt, in der der Mensch lebt, so müssen wir jene Erscheinungen, die das Ich um sich beschreibt, die Welt nennen, in welcher es lebt. Alles was der Mensch in seiner Außenwelt wahrnehmend erlebt, das macht er auch zu seinem Inhalte in der Innenwelt, nicht mittelst Wahrnehmungen, sondern mittelst Vorstellungen. —

22.11.

Bewußtlos ist das Gebiet der Wahrnehmungen nie, wenn es auch selbstbewußtlos ist. Dasjenige macht das Leben des Menschen aus, was die doppelte Gestalt des äußeren u. inneren Leben hat. Nichts tritt in das Gebiet der sinnl. Wahrnehmung, beim vollendeten Menschen, was nicht zugleich in das Gebiet des inneren Lebens miteintritt. Die Vorstellung gehört beiden Regionen zugleich an, in ihr hat der Mensch die Brücke, die ihn aus der Innenwelt hinausführt in die Außenwelt, u. von außen nach innen. Die Außenwelt verläuft in einer Reihe aufeinander folgender Momente, das Leben steht unter der allgem. Form der Thätigkeit, die allgemeinste Form der Thätigkeit ist aber die der Succession, der Zeit. Je länger wir leben, desto mehr erleben wir, desto mehr Gestalt nehmen wir von Außen in uns auf, successive wächst das Gebiet unserer Erfahrungen. Wir leben in concreto stets in einer gegebenen Gegenwart, diese Gegenwart nennen wir ein Jetzt. Die Jetzt wird Weile, sie weilt, sie kann zur langen Weile werden, Andauer ist nichts anderes als das Nichtfortrücken der äußeren Zustände.

In einem abstracten Jetzt leben wir nie, das kommt zu keinem Inhalt, eine gewisse Dauer ist stets nöthig, die Zeit die wir durchlaufen, muss ein endliches Maass haben, die verlaufende Zeit im menschl. Leben ist nach welchem Maassstaben der Langsamkeit oder Geschwindigkeit bestimmt, das Maass ist der Wechsel der Zustände. Zwei Jetzt sind nie zugleich, das eine folgt auf ein vorangegangenes, das vorangegangene ist ein vergangenes, das gegenwärtige muss wieder einem zukünftigen Platz machen. An diesem Zug der verlaufenden Zeit verläuft zugleich unser wahrnehmendes Bewusstsein. Wir nehmen nichts wahr, ohne es zugleich uns vorzustellen; was ich wahrnehme, das nehme ich im Zeitverlaufe wahr, nach einander, deshalb habe ich in jedem concreten Lebensmomente eine Wahrnehmung, entsprechend dem Momente, in dem ich mich befinde. Die Vorstellung ferner theilt das Schicksal der Wahrnehmung, wir hätten demnach die Vorstellungen nach einander, wie wir die Wahrnehmungen nach einander haben. Wenn aber auch mein Vorstellen meine Wahrnehmung begleitet, so theilt es doch nicht das Vergehen der Wahrnehmung. Der Process des Vorstellens begleitet also einmal den Process des Wahrnehmens, die Succession des Vorstellens verwandelt sich aber andererseits in eine Simultaneität des Vorgestellten; wir schaffen so ein zweites Schema, das nicht das Zeitschema, sondern das Raumschema ist. Vorstellungen bestehen in unserem Innern neben einander. Die maassgebende Norm der Zeit verschwindet bei den Vorstellungen; sie bilden eine Reihe, aber nicht eine Reihenfolge, sondern eine Reihe nebeneinander seiender Momente.

Der Wahrnehmung eignet, dass sie überall nur in einem sinnl.-concret vorhandenen Jetzt vorhanden ist, die Vorstellung ist nicht in einem sinnl.-concreten Jetzt vorhanden, sondern es steht dem Ich frei, sie beliebig aus dem Raumschema, welches sie einnimmt, herauszuwählen. Das Vermögen, das der Ichheit ist, sie aufbewahren, das Erinnerungsvermögen aber ist die That eines freien Entschlusses; ohne Spontaneität haben wir die sog. Gedächtnisskraft, mit Spontaneität das Erinnerungsvermögen.

26. 11.

Wenn jene Gestalt verschwindet, so löst sich in ihre Elemente auf u. dieser Auflösung folgt meine Vorstellung, ich bewahre nicht die Totalität selbst, sondern nur die Elemente, die nicht der Beziehung zur Einheit bedürfen. Versetzen wir uns in eine Gegenwart, die wir erlebt haben, so ist diese von vielen Gegenständen erfüllt: einiges in derselben fassen wir mit größerer, einiges mit geringerer Bestimmtheit auf; erleben wir nun später eine zweite, ebenso complicirte Gegenwart, so wissen wir, daß während wir uns in B befinden, wir ein Bewußtsein von den Elementen von A haben, aber nicht mehr von allen. Die Elemente bleiben uns, die Art u. Weise, wie sie verknüpft waren, wissen wir nicht mehr u. auch von den Elementen nehmen wir nur die, welche wir schärfer betrachtet haben, welche uns näher standen. Wie wir bei dieser Gegenwart sagen, daß wir nicht die Gesamtheit behalten, wohl aber die einzelnen Gegenstände, welche die Elemente des Zustandes sind, so müssen wir consequent das auch von einem einzelnen Gegenstande behaupten. Das Dreieck u. das [illegible] gehen also stetig ineinander über u. in diesem Uebergehen löst sich das Dreieck aus seiner Complexion zu einem Ganzen aus. Wenn wir nun alles, was wir vorstellen, behalten, wie geht es da zu, daß wir etwas vergessen. Der Ausdruck, wir behalten alles, was wir zur Vorstellung gebracht haben, ist ganz richtig – er bedeutet aber nichts anderes, als wir behalten die Elemente von allem dem, was wir vorstellen; die Elemente sind aber nicht die Totalität, das Gesamtbild, das geht verloren. Unser Vorstellen selbst bewirkt die Auflösung des Gesamtbildes in seine Elemente. Vergessen soll das Gegentheil sein von behalten. Ich vergesse, heißt nichts anderes als die Menge der Elemente in welchen sie verbunden waren, habe ich gar nicht behalten, es ist also nicht da, wann ich ihn in mir suche, finde ich ihn nicht u. da sage ich, ich habe ihn vergessen. Vergessen u. nichtbehalten sind also gleichbedeutende Ausdrücke.

Man kann nicht sagen, der Mensch habe eine Gedächtnißkraft, oder wiederum, er habe sie nicht, nur von starken u. schwachen Gedächtniß kann man nicht sprechen – es sind nicht psychologische Bestimmungen.
Der Mensch vergißt alles was er erlebt u. er behält alles was er erlebt, ist ein scheinbarer Widerspruch.
Der Mensch bewahrt nur die Elemente der Gesamtbilder, werden sie bewahrt, so ist die Möglichkeit da, daß sie wieder zu einer Einheit verknüpft werden. Material zum Verknüpfen ist im Menschen genug vorhanden, übt er eine Thätigkeit aus, dieses Material zu verknüpfen, so wird er complicirte Vorstellungen wieder zu Stande bringen. Kraft dieser verknüpfenden Thätigkeit kann sich der Mensch dessen wieder erinnern, was er erlebt hat, dieses wieder erinnern ist nicht Sache des Gedächtnisses; diese bildschaffende Gestaltung ist Werk der Einbildungskraft.

27.11.

Ehe die Seele vermittelst der Einbildungskraft verbindet, ist sie Ich. Als Ich welches sich selbst in dem Wechsel seiner Zustände festhält, hält sie auch die Zustände fest in ihrem Wechsel u. kraft dessen bewahrt sie sie in ihrer weiteren sich vollbringenden Auflösung. Das Ich selbst unterliegt jedem Wechsel nicht, es ist stets bemüht, die zerfließenden Elemente zu neuen Bildern zu verknüpfen.
Ein Objekt welches ich einmal vorgestellt habe u. jetzt unmittelbar nicht mehr vorstellen kann, weil die Vorstellung sich aufgelöst hat, eine solche Vorstellung nenne ich eine vergangene. Die verknüpfende Thätigkeit hat die Aufgabe, diese vergangene Thätigkeit der Vergangenheit zu entreißen, sie wieder zur gegenwärtigen zu machen. Es ist einleuchtend, daß ein bloß verknüpfendes Thun diese Aufgabe nicht lösen kann, denn es ist wohl die Möglichkeit der Verknüpfung gegeben, nicht aber Art u. Weise des Wieder Vergangenen aus seinen Elementen zu erschaffen, sondern es muß ein ähnliches Bild von dem Vergangenen sich hervorzurufen kann. Die verknüpfende Thätigkeit ist der Ausdruck der Imagination, wie es sich am vollkommensten im Traume offenbart. Im Traum gestaltet sich ein objektives Kunstspiel, den Stoff dazu liefert unser inneres Vorstellungsleben. Wenn ich nicht träume, so heißt das, ich habe mir keinen inneren Ersatz gegeben für den Mangel

im objektiven Bewußtsein. — Wenn der Mensch eingeschlafen ist u. nicht träumt, so ist er mit seinem Gedächtnißstoff allein, da aber beginnt die verknüpfende Thätigkeit — ein Zeichen, daß das Ich nicht mit einschläft — der schlafende Mensch wird mit der Einbildungskraft thätig, er wird verknüpfend, aber er hat kein Interesse, solche Bilder herzustellen, wie er sie etwa erlebt hat — u. wenn er auch ein Interesse hätte, so würde es ihm doch nicht helfen, denn die Logik des Originals ist verschwunden — so entstehen die Schwierigkeiten eines regellosen, oft abgeschmackten, widersprechenden Einbildens — Alles, was einer Logik zuwider ist, kann in dieser träumerischen Thätigkeit hervortreten. Wir haben die imaginative Thätigkeit als gänzlich schaffende u. gestaltende, mit willkührlichem Char. — wir müssen sie als die andere u. unvermeidl. Seite der verknüpfenden Thätigkeit der Seele auffassen. Wir nennen diese Einbildungskraft producirende Einbildungskraft; zuerst ist sie nach eigener Regel u. selbst producirend, was sie aber leisten soll, ist daß sie reproducirt.

- 24. 8/1 61.

Die allgem. Formel des disjunctiven Urtheils ist: a ist entweder b oder c, in dieser Behauptung ist schon enthalten, a könne nicht zugleich b u. c sein, das gegenseitige sich ausschließen der Prädicatsbegriffe liegt also schon darin. Es liegt aber auch mehr darin, nämlich, wenn a nicht b (c) ist, so ist es <u>nothwendig</u> c (b). — Wenn a b ist, ist es nicht c, ist es c ist es nicht b, ist es nicht b, ist es c, wenn es nicht c ist, so ist es b. Diese 4 hypothetischen Urtheile werden in der Disjunction festgestellt: von 2 einander widersprechenden Gedanken kann keiner zugleich mit dem andern gesetzt werden, einer von ihnen muß ferner stets gesetzt sein, beide können nicht zugleich im Denken aufgehoben werden, eben so wenig wie beide im Denken gesetzt werden können. Ein sich Ausschließen zweier Prädicate auf ein u. dasselbe Subject ist auch ein Entgegensetzen. Es kann aber auch ein Subject im Denken ohne die Prädicate b u. c existiren, es kann d sein, in diesem Falle sind b u. c nicht disjunctive Glieder, aber doch stehen sie im Gegensatze zu a. Ein solcher Gegensatz, der sich nur durch 2 hypothet. Urtheile specificiren läßt, heißt Konträrietät.

Sei ein allgemeinkategorisches Urtheil gegeben: alle a ist b — welches Urtheil, mit dem Subject a, wird der contradictorische Widerspruch sein? Ist dieses Urtheil falsch, so lautet das contradictorisch entgegenstehende, also wahre Urtheil:

Die Prädicatssphäre b kann, wenn das erste Urtheil falsch ist, a nicht in sich einschließen, sie muß also die ganze Sphäre a von sich ausschließen. Wir haben 2 Gegensätze zum ersten Urtheil: kein a ist b u. irgend ein a ist nicht b. Gleich verhalten sich beide Urtheile zum ersten Urtheil nicht. Alle a ist b — kein a ist b — schließen einander aus — folgt aber aus dem einen Urtheil daraus, daß es nicht stattfindet, nothwendig die Wahrheit des andern? Wenn der Satz 'alle a ist b' falsch ist, so ist es nothwendig, daß <u>irgend ein</u> a nicht den Ausdruck b sein kann. — Ist aber der Satz 'alles a ist b' falsch, so ist es noch nicht nothwendig, daß 'kein a ist b'. In dem ersten liegt die Wahrheit

des Satzes: 'irgend ein a ist nicht b'. Die beiden allgem. Urtheile schließen sich also aus, aber sie setzen sich nicht, sie stehen sich also contrair gegenüber.
Contradictorisch stehen sich gegenüber: 'kein a ist b' u. 'irgend ein a ist nicht b'. –
Der sogenannte indirecte Beweis in der Geometrie ist auf den contradictorischen Gegensatz basirt.

<u>Das Princip des logischen Schließens</u> kann auf nichts anderes zurückgehen, als auf die Natur des Urtheils selbst. Das kategor. Urtheil hat die 2 Formen: Alles a ist b u. kein a ist b. Das erste von diesen Urtheilen können wir auch so ausdrücken: Alles, was a ist, ist b. wobei wir schon über die Grenzen des Urtheils hinausgegangen sind, indem ein drittes, unbestimmter Ausdruck hinzutritt. Sagen wir 'Alles a ist b' u. fahren wir weiter fort: Zu dem in a enthaltenen gehört auch c, folglich ist c auch in b – so ist dieser Satz aus dem ersteren <u>geschlossen</u>, nicht <u>gefolgert</u>, denn bei einer Folgerung ist kein neues Element (c), wie beim Schlusse, erforderlich. Ist der gegebene Satz bejahend, so ist auch der geschlossene Satz bejahend; ist der gegebene Satz verneinend, so ist es auch der geschlossene. Zu einem zu schließenden Urtheil gehört also 1) ein allgemein umfassender Satz (gleichviel ob affirmativ oder negativ) 2) ein zweites Urtheil tritt zu dem gegebenen Urtheil hinzu, welches besteht aus einem 3ten Begr. u. dem Subjectbegr. des gegebenen Satzes.

9/, 61.

Der Schluß tritt stets in 3 Urtheilen auf, das 3te Urtheil ist das geschlossene, die beiden andern sind seine nothwendigen Voraussetzungen. Das geschlossene Urtheil heißt <u>Schlußsatz</u>, der Schlußsatz ruht auf <u>den Prämissen</u>, die aus 2 Urtheilen bestehen, von denen die erste Prämisse, die den allgem. Satz enthält, die Grundbedingung ausspricht, unter der der Schlußsatz stattfinden kann; die zweite stellt einen dritten Begriff unter diese Regel.

Dies ist wesentlich die Natur aller Schlüsse. Zu einem Schlusse gehören 3 Begr.; einer tritt auf als Prädicat für einen allgem. Subjectsbegr., der zweite tritt als Subject auf für den allgem. Begr. Der Prädicatsbegr. ist die weiteste Sphäre, das Prädicat als allgemeiner Satz ist der weiteste terminus, er heißt daher auch terminus major. Der 3te Begr. (c.) ist nicht unmittelbar im term. maj. enthalten, sondern kommt erst durch den Schluss zu dieser Stellung – unmittelbar ist er enthalten in a u. heißt terminus minor. Der Begr. a endlich ist enthalten in b u. enthält selbst c, er ist der mittlere Begr. terminus medius; dieser Begr. ist auch der den Schluss vermittelnde Begr. – c bezieht sich auf b mittelst seiner Beziehung zu a – die Beziehung "c ist b" kann daher auch die vermittelnde Beziehung genannt werden. Diese 3 Begr. gruppieren sich zu 2 Urtheilen: im allgem. ist der medius Subject, der major Prädicat; im zweiten Urtheil ist der minor Subject, der medius Prädicat. Im Schlußsatze scheidet der medius aus. Die eine Prämisse, welche aus dem med. u. maj. gebildet wird, heißt propositio major, weiterer Satz, Obersatz – die aus min. u. med. heißt prop. minor, engerer Satz, Untersatz; der Schlußsatz endlich conclusio.

10/1 61.

Der Prädicatsbegr. verhält sich immer zur Subjectssphäre wie Gattung zur Art, was die Scholastiker bestimmten, bestimmt, auch die Aristoteles sagte, was von einer ganzen Sphäre gilt, gilt auch von jedem Einzelnen, was unter diese Sphäre fällt. Die späteren Logiker, auf Aristoteles fußend, haben diese Lehre bis ins 17. Jahrh. vorgetragen u. ausgedrückt durch die Formel: dictum de omni u. dictum de nullo. Eine andere Formel lautete nota notae est nota subjecti, was dasselbe aussagt. – In dem kategor. Urtheil liegt schon die Möglichkeit, andere Urtheile aus ihm zu entwickeln. Aus dem allgem. Urtheil haben wir die Möglichkeit seiner Umkehrung, seiner Kontraponirung schon gefolgert. Alles was a ist, ist b – [illegible] kontraponirt: was nicht b ist, ist auch nicht a. Ist nun nur von irgend einem c bekannt,

daß es nicht b ist, so ist es auch nicht a. Auch hier haben wir nur 2 Prämissen: Alles a ist b; c ist nicht b, folglich ist c nicht a. Im Gedanken schieben wir freilich ein: Alles, was nicht b ist, ist nicht a – allein dies ist schon im Obersatz enthalten.
Setzen wir: kein a ist b – so heißt das: alles das, was a ist, ist nicht b – hieraus folgt per contrapositionem daß: irgend etwas welches in b fällt, ist nicht a – kein a ist b – nichts von dem, was in b fällt, kann a sein, nun fällt c in b, folglich kann c nicht a sein.
Es giebt 2 Weisen zu schließen: in der einen ist der Mittelbegr. in der obern Präm. Subject, in der zweiten Präd. – in der zweiten ist er in beiden Fällen Prädicat – In beiden Fällen muß der Obersatz ein allgem. sein, der Untersatz ist im ersten Falle bejahend, in der zweiten dem Obersatze stets entgegengesetzt – in der ersten Figur kann der Schlußsatz bejahend oder verneinend sein, in der zweiten Figur ist er stets negativ. Diese zweite Schlußfigur muß deshalb um weitem beschränkter sein, als die erste, sie ist auch eigentlich nichts anderes, als eine indirecte Anwendung der ersten. – Aristoteles nahm 3 Weisen zu schließen an, setzte aber noch hinzu, alle lassen sich auf eine u. dieselbe Grundweise zurückführen, was die späteren Logiker indessen fortgelassen haben. Die beiden letzteren Schlußfiguren lassen sich beweisen, die erste bedarf keines Beweises.

S. 28.
18. II. 1953. Jastrzębska

